

„Chris war wie ein kleines, wildes Pferd“

Karin Gueffroy blickt voll Trauer und Zorn zurück auf das Jahr 1989: In der Nacht zum 6. Februar wurde ihr Sohn an der Berliner Mauer erschossen.

VON KATJA BAUER

Berlin. 20 Jahre Mauerfall – Deutschland feiert. Doch Karin Gueffroy trauert seit 20 Jahren. Ihr Sohn Chris war der letzte Mensch, der an der Mauer erschossen wurde. Sein Tod in der Nacht zum 6. Februar 1989 führte zu lautem internationalem Protest. In den Monaten danach fiel der Schießbefehl – und später sogar die Mauer.

Damals war die Trennlinie zwischen Ost und West kaum mehr als einen Kilometer Luftlinie von der Wohnung der Gueffroys entfernt. Nur ein kleines Wäldchen und einige Laubkolonien lagen zwischen Grenzstreifen und Wohnhäusern. Sie hießen „Sorgenfrei“, „Harmonie“, „Gemütlichkeit III“.

Mitunter knallte es hier mitten in der Nacht. Doch wer hier in der Gegend wohnte, hatte sich seine eigenen Gedanken angewöhnt für die Nächte. Es werden Hasen in der Selbstschussanlage gewesen sein. Es wird schon keinen Menschen getroffen haben.

Karin Gueffroy indessen hat all die Jahre immer einen Gedanken gehabt: Wenn mein Kind an der Grenze erschossen würde, das würde ich niemals ertragen. Sie hat im Februar 1989 zwei erwachsene Söhne, Stephan, 24 Jahre alt, und Chris, 20 Jahre alt.

Am Abend des 5. Februar 1989 gegen 23.40 Uhr sitzt Karin Gueffroy auf ihrem Sofa und liest ein Buch. Draußen fallen Schüsse. Sie hört sie. Nach einer Weile steht sie auf und geht ins Bett.

Zu diesem Zeitpunkt ist ihr Sohn Chris tot. Er liegt mit durchschossenem Herzbeutel auf der gefrorenen Erde des Todesstreifens an der Britzer Allee, nicht weit von zu Hause. Hier hat er mit seinem Freund Christian Gaudian in den Schrebergärten auf einen guten Moment gewartet. Sie sind über die Hinterlandmauer geklettert. Sie wollen den hohen Grenzzaun überwinden, dahinter liegt nur noch der Teltowkanal, der Westen. Sie denken, diese Nacht sei keine tödliche Nacht. Die DDR ist in den vergangenen Wochen wegen ihrer Menschenrechtsverletzungen international unter Druck geraten. Sie haben gehört, der Schießbefehl sei inzwischen außer Kraft.

Außerdem hören sie, dass während Staatsbesuchen an der Grenze nicht geschossen werde und dass gerade der schwedische Ministerpräsident in der DDR erwartet werde. Aber sie haben sich im Datum vertan.

Die beiden lösen den Alarm am Signalzaun aus. Sie laufen vier Posten in die Arme. Drei von vier Grenzsoldaten feuern aus ihren Maschinenpistolen. Die Kugeln schlagen Funken am Zaun. Gueffroy will seinem Freund mit einer Röhrenleiter helfen. Er bricht tödlich getroffen zusammen.

„In der Nacht ahnte ich nichts“, sagt Karin Gueffroy. Sie sitzt jetzt in einem Café im Westteil der Stadt. Sie hält sich sehr aufrecht und gesammelt und schaut direkt geradeaus. Eine zarte Frau um die sechzig, das Gesicht jung und voller feiner Linien, und vor allem voll von dem Willen, jetzt nicht den Schmerz durchbrechen zu lassen. Das ist schwer in diesen Tagen. Es ist wieder Februar, 20 Jahre später, und alles um sie herum zwingt sie, sich zu erinnern.

Sie spricht nicht sehr oft öffentlich über Chris. Sie will nichts zerreden, sagt sie. Die Erinnerung ist das, was ihr übrig geblieben ist. Die Öffentlichkeit hat sich ihren Anteil an Chris Gueffroy genommen. Er ist zum Symbol geworden, ein Stellvertreter für die anderen Opfer, die namentlich bekannt und auch die, die einfach verschwunden sind.

Die Zahl der Mauertoten ist bis heute ungewiss. 136 sind es nach den letzten Recherchen der Mauergedenkstätte. Es gehört zu den Kennzeichen einer Diktatur, dass sie Menschen tötet und darüber nicht Rechenschaft ablegt. Die Menschen haben sich Chris Gueffroys Namen gemerkt. Weil sein

Tod – auch wenn Sinnlosigkeit in diesem Fall nicht steigerbar ist – noch ein wenig sinnloser erschien als der anderer. Weil er der letzte Mensch war, den DDR-Grenzsoldaten erschossen haben. Erst starb Chris, dann fiel die Mauer.

Das gehört zu den Dingen, mit denen Karin Gueffroy ringt, auch nach 20 Jahren: Hätte der Schießbefehl nicht schon aufgehoben sein können? Hätte die Grenztruppe nicht einfach die Gewehre unten lassen können? Und hätte die Einberufung zur Nationalen Volksarmee, der Chris nicht angehören wollte, nicht etwas später kommen können? Was, wenn Chris etwas unentschlüsselter gewesen wäre? Oder frisch verliebt – dann wäre er womöglich im Osten geblieben. Und dann wäre die Mauer gefallen, und er wäre frei gewesen – und vor allem immer noch am Leben.

Das Nachdenken tut weh, aber es lässt sich nicht wegdrücken. Das Erzählen schmerzt, aber es hat auch einen Sinn. Karin Gueffroy berichtet, damit nichts vergessen wird und damit keiner die DDR verklären kann.

„Es regt mich auf, wenn ich junge Leute höre, so alt wie Chris damals, die erzählen, dass in der DDR vieles besser war.“

Manchmal spricht sie vor Schülergruppen, macht Radtouren mit ihnen zum Mauerstreifen, der heute so idyllisch dahliegt wie ein Naherholungsgebiet. Als hätte es die tödliche Grenze nicht gegeben, das eiserne Regime nicht und auch nicht jene Nacht vom 5. auf den 6. Februar.

Am Morgen nach jener Nacht ist sie mit Chris zum Frühstück verabredet. Als er nicht kommt, wundert sie sich, aber nicht sehr. Ein Freund ihres Sohnes klingelt. Er fragt, ob sie die Schüsse gehört habe und sagt, Chris und sein Freund hätten „es“ versuchen wollen. „Ich war überzeugt, dass mein Sohn am Leben ist“, sagt die Mutter. „Festgenommen vielleicht, aber niemals tot. Wir dachten: Wenn die ihn erschossen hätten, wäre die Stasi doch längst hier. So böse konnte doch der Staat nicht sein, dass er einen über den Tod des eigenen Kindes im Unklaren lässt.“

Die Stasi kommt dann, in Gestalt eines Herrn mit falschem Namen. Er nimmt Karin Gueffroy mit, „zur Klärung eines Sachverhalts“. Sie wird von zwei Offizieren vernommen. Zwei Stunden fragen sie. Über Chris, über sie selbst. Sie soll den Charakter ihres Sohnes beschreiben. Sie sagt: „Er ist oft wie ein kleines, wildes Pferd, das sich nicht einfangen lässt.“ Die Offiziere wissen viel über die Familie, beängstigt viel. Dann, nach zwei Stunden, kommt ein Mann in Uniform hinzu. Er teilt ihr mit, dass ihr Sohn tot ist. Er sagt: „Ihr Sohn hat ein Attentat auf eine militärische Einrichtung unternommen und ist dabei ums Leben gekommen.“ Sonst nichts. Keine Erläuterungen.

„Ich brüllte, ich weinte, ich schrie.“ Es folgen Wochen, von denen Karin Gueffroy sagt: „Ich war fast tot. Ich wusste nicht, wie ich das überlebe.“ Vielleicht ist es die Wut, die sie weitermachen lässt. „Ich wollte um jeden Preis verhindern, dass sie Chris schnell und unbemerkt verscharen.“ Sie sorgt dafür, dass West-Medien von seinem Tod erfahren. Sie versucht, die Beerdigung hinauszuzögern. Die Generalstaatsanwaltschaft bestimmt, dass ihr Sohn verbrannt wird. Die Stasi organisiert Blumen, einen Grabstein, den Trauerredner. Die Rechnung geht an die Mutter.

Der Trauerredner kommt und fragt: „Sagen Sie mal, warum hat der Chris sich denn umgebracht?“ Wenn Karin Gueffroy sich in diesem Moment erinnert, dann weint sie in diesem kleinen Westberliner Café Tränen des Zorns. Es ist auch der Zorn darüber, dass dieser Staat es so lange – und für manche bis heute – geschafft hat, sich darzustellen als besseres, menschlicheres Deutschland.

Sie sagt dem Mann, der die Trauerrede halten soll: „Die haben ihn erschossen.“ Der ist fassungslos über all das, auch über den Staat, der so lange ihrer war. So sitzen sie im Wohnzimmer, gefangen in ihrer ganzen Ohnmacht. „Es ist Ihnen ja klar, dass ich auf dem Friedhof kein Wort darüber sagen kann, was wirklich passiert ist?“, sagt der Redner.

Am Tag der Beerdigung steht die Stasi Spalier, von der Bushaltestelle vor dem Friedhof bis zum Tor. Zwischen den Gräbern sitzen graue Herren mit Harken auf Bänken, nutzlose Gartengeräte im Februarfrost. Aber es kommen viele Menschen, viele, die Chris nicht kannte. Es ist das Unrecht, das sie hertreibt. Am Tag vor der



„Ich brüllte, ich weinte, ich schrie“: Als ihr Sohn Chris am 5. Februar 1989 bei dem Versuch, aus der DDR zu fliehen, von Grenztruppen erschossen wird, bricht für Karin Gueffroy die Welt zusammen. Heute besucht sie gelegentlich den Ort, an dem ihr Junge ermordet wurde. dpa (4)



Hier wurde am 5. Februar 1989 der zwanzigjährige Chris Gueffroy (*21.6.1968) getötet. Er war der letzte Flüchtling, der erschossen wurde, als er versuchte, die DDR-Grenzanlagen zu überwinden.

Beerdigung hat die Bundesrepublik offiziell Auskunft verlangt über die Schüsse an der Mauer.

In den Wochen danach wird Karin Gueffroy immer wieder vernommen. Dann sind die Ermittlungen abgeschlossen. Der Stasioffizier sagt: „Sie haben selbst gesagt, Chris sei wie ein wildes Pferd. Sie wissen doch, was man mit solchen Pferden macht, oder?“ Karin Gueffroy antwortet: „Man erschießt sie.“ Er nickt. Das hört man auf keinem Tomband. „Ich ging danach über den Alex und habe geweint. Ich habe gedacht, wenn ich meine Geschichte jetzt hier einer der Frauen erzähle, die würden mir nicht glauben. Wir haben das unserem Staat nicht zugetraut.“

Immer wieder fragt sich die Mutter, wieso sie nicht gesehen hat, wie unerträglich das Leben für Chris geworden war. Auch heute noch kann sie keinen eigentlichen Bruch in seinem Leben erkennen. „Er war kein überzeugter Regimegegner“, sagt sie. „Er wollte nur einfach über sich selbst bestimmen.“

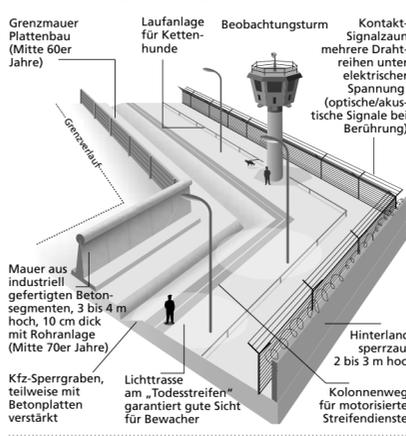
Die Mutter nahm ihn aus der Sportschule für Leistungsturner in Erich Mielkes zurück. Sie redete ihm die Idee aus, Pilot zu werden, damit die Armee ihn nicht schliefen konnte. „Werd ich eben Kellner“, sagte Chris. Und, dass er so unheimlich gerne mal nach Amerika fahren wolle. Einmal fragte ihr Sohn sie: „Kannst du mir eigentlich sagen, warum wir noch hier sind?“ Ihre Antwort war abgeklärt. „Man kann irgendwann nicht mehr neu anfangen.“ Chris schäumte: „Ein kleines Bankkonto, eine Wohnung, ein Job, das kann doch nicht alles gewesen sein.“ Es sei ihr nach Chris' Tod klar geworden, wie recht er hatte. „Man kann immer neu anfangen.“

Chris Gueffroy fängt neu an. Im Westen, mit nichts. Die Ausreise ist schwer. Ihr Sohn Stephan bleibt. Sie wäre nicht gegangen ohne die Berechtigung zur Wiedereinreise, um das Grab pflegen zu können. Wenig später fällt die Mauer. Einer ihrer ersten Wege führt sie an den Ort, an dem ihr Sohn erschossen wurde. „Es war nicht so, wie die Stasi gesagt hat. Es war keine uneinsehbare Stelle. Sie hätten ihn mit den Händen fangen können.“

Karin Gueffroy erstattet im Januar 1990 bei der Generalstaatsanwaltschaft Strafanzeige gegen unbekannt. Sie will klarmachen, dass die Schüsse Unrecht waren. 1991 beginnt die Hauptverhandlung gegen den Todesschützen und die drei anderen Soldaten. Karin Gueffroy ist Nebenklägerin. Auch wenn die DDR längst untergegangen ist, die Vasallen bleiben ihr treu. Der Mutter wird im Prozess ein Foto ihres getöteten Sohnes zugeschoben. Wann immer sie das Grab des Sohnes besucht, ist es beschädigt. Blumen verschwinden, Kiesel, Kerzen, eine Amerikaflagge, ein Kreuz. 1997 endet der Prozess gegen die drei letzten verbliebenen Mitglieder des Nationalen Verteidigungsrates wegen der Schüsse an der Mauer. Egon Krenz geht ins Gefängnis. Alle Urteile sind gesprochen. Ingo H., dessen Schuss Chris tötete, erhielt dreieinhalb Jahre, das Urteil wurde später aufgehoben, weil es zu hart sei für jemanden, der auf Befehl gehandelt habe. Andreas K., aus dessen Waffe Dauerfeuer kam, erhielt zwei Jahre auf Bewährung.

Die Trauer bleibt. Manchmal ist sie nicht auszuhalten. Karin Gueffroy steht am Grab. Sie hat eine Rose mitgebracht, faustgroße Blüte, weiß mit zartrosa-rosa Adern. Die wird erdig. „Ist so kalt jetzt hier“, sagt sie und zupft ein paar erfrorene Blüten aus einem alten Strauß. „Da kann man gar nichts machen.“

Die Berliner Mauer



Die Affäre Williamson ist noch nicht beendet

Deutsche Bischöfe zweifeln daran, dass die Piusbrüder dem Papst gehorchen

VON MICHAEL B. BERGER

Hannover. Der Tag, an dem Papst Benedikt XVI. die Kontroverse um die Piusbrüderschaft schweigend und stattdessen den Kardinalstaatssekretär Bertone vorschickte, könnte in die Kirchengeschichte als Tag des CDU-Bundestagsabgeordneten Georg Brunnhuber eingehen. Selten war er als Gesprächspartner der Medien so gefragt. Denn der frühere Kreisbauplatz und langjährige Bundestagsabgeordnete aus dem Ostalbkreis meinte nach einem Besuch im Vatikan zu wissen, was wirklich in Rom los sei. „Geradezu entsetzt“ sei man dort über die derzeitige Diskussion in Deutschland, sagte Brunnhuber nach einem kurzen Gespräch mit dem Papst bei dessen Generalaudienz am Mittwoch. Und: Es herrsche der Eindruck vor, „dass alle antikatholischen Ressentiments, die in Deutschland schlummern“, jetzt an die Oberfläche kämen.

Dass Brunnhuber in diesem Zusammenhang auch Bundeskanzlerin Angela

Merkels Einmischung in den Streit um den Holocaustleugner und Piusbrüderschaftler Williamson kritisierte, bescherte dem Vorsitzenden der CDU-Landesgruppe Baden-Württemberg am Donnerstag eine Privataudienz bei der Bundeskanzlerin. Brunnhuber betonte nach dem Gespräch mit der Protestantin Merkel: „Wir beide haben sicherlich kein Interesse, die aktuelle Diskussion in der Öffentlichkeit weiterzuführen.“ Auch die Kanzlerin sei mit der vom Vatikan an den Traditionalistenbischof Williamson gerichteten Widerrufsforderung einverstanden. „Ich persönlich möchte die Angelegenheit nicht durch weitere Interviews verlängern“, gab er noch zu Protokoll.

Dafür haben gestern deutsche katholische Bischöfe den Medien geradezu reinheisere Stellungnahmen gegeben, um ihre Dankbarkeit für „die Klarstellung“ aus dem Vatikan zu zeigen. „Ich hoffe,

dass dies zur Wiederherstellung des Ansehens der katholischen Kirche und des Papstes beiträgt“, meinte etwa der Hildesheimer Norbert Trelle, während der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Robert Zollitsch, nun den Ball im Spielfeld der erzkonservativen Piusbrüderschaft sieht. Von ihr verlangt der Papst jetzt, nachdem er die Exkommunikierung der Piusbrüder zurückgenommen hat, dass sie das zweite Vatikanische Konzil anerkennen (und damit die Öffnung der Kirche) und sich von Antisemitismus und Leugnung des Holocausts distanzieren.

Doch die Chancen auf einen Geisteswandel bei den erzkonservativen Brüdern beurteilt der Freiburger Erzbischof Zollitsch äußerst skeptisch. Er erwartet, dass es eher zu einem neuerlichen Bruch mit der Bruderschaft kommt, die Papst Benedikt wieder in den Schoß der großen katholischen Kirche aufnehmen will. „Bei der Mehrheit der Angehörigen der Pius-

bruderschaft sehe ich keinen Willen zur Einigung“, sagte Zollitsch dem Südwestrundfunk. Zornig ist man in der Bischofskonferenz auch über Aussagen aus der Bruderschaft, man werde nun den Vatikan bekehren – angesichts der Randständigkeit dieser Gruppe „ein verrücktes“ Unterfangen.

Nichts Gutes von der Piusbruderschaft erwartet Deutschlands oberster Protestant, der Berliner Bischof und EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber. Tagelang hatte es die EKD tunlichst vermieden, durch öffentliche Einlassungen noch Salz in die Wunde zu streuen, die sich plötzlich zwischen Rom und den meisten deutschen katholischen Oberhirten aufgetan hatte. Gestern widersprach Huber in einem Interview den angeblichen Klagen aus dem Vatikan, dass es in Deutschland antikatholische Tendenzen gebe. Die Annäherung des Vatikans an die reaktionäre Bruderschaft sei allerdings eine „Belastung für die Ökumene“.



Unangemessene Einmischung? Im September 2006 unterhielten sich der deutsche Papst und die deutsche Kanzlerin völlig entspannt im Schloss Nymphenburg in München. dpa

Vom Zentralrat der Juden in Deutschland, der besonders scharf auf die Aufnahme des Holocaustleugners Williamson reagiert hatte, hörte man gestern versöhnlichere Töne. „Das ist der Anfang eines ersten Schrittes“, sagte etwa Vizepräsident Dieter Graumann im Sender NDR-Info. Im Falle Williamsons sei allerdings ein Widerruf unter Druck aus Rom wenig glaubwürdig. Schließlich leugne der Mann seit 20 Jahren die Tatsache der Schoah.

In den jüdischen Gemeinden haben sich die Wellen geglättet. „Wir haben aus der katholischen Kirche eine Vielzahl von Briefen bekommen, die uns beruhigen. Und wie die deutschen katholischen Bischöfe reagiert haben, finde ich hervorragend“, sagt Michael Fürst, Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Niedersachsen. Dass die Bischöfe dem Papst in einer historischen Frage einmütig widersprochen hätten, „habe ich in dieser Form noch nie erlebt“.